

**„Der unterirdische Wagen der Zerstörung
und des Glücks“**

Das Erdbeben von Lissabon in literarischen Texten

Von Eveline Passet und Raimund Petschner

Zitator (António Lobo Antunes): Vor allem die Helligkeit in diesen Bäumen am Tejo

das unerträgliche Weiß der Möwen

die wie kranke Kinder im Kielwasser der Passagierschiffe klagen

Lissabon zweideutige Straßen blinde Akkordeonspieler

mein Großvater wie er im Leinensakko im Garten dicht an den Narzissen döste

Pfeifen von Zügen die Zigeuner die Huren

[...]

vor allem die Helligkeit das feurige Herz der

reine Schrecken darüber am Leben zu sein den Kopf in deinem Schoß ich liebe dich

vor allem die vertikale schattenlose Helligkeit

ausblenden für die Ansage

„Der unterirdische Wagen der Zerstörung und des Glücks“

Das Erdbeben von Lissabon in literarischen Texten

Von Eveline Passet und Raimund Petschner

Lobo Antunes kommt wieder herauf.

António Lobo Antunes wird innerhalb des ganzen Stücks anders behandelt als die anderen Autoren. Er kommt gewissermaßen aus dem Off, mit einer intensiven, schwebenden Präsenz.

Zitator (António Lobo Antunes): Herden die über die Calçada do Tugal zogen

zum verlassenen Friedhof

und ich durchdrungen vom Duft des Milchkaffees und der leeren Flakons

aus denen ein Aroma steigt beißend wie das Lächeln in den Fotoalben

Katzen lecken die Sonne die auf ihrem Rücken lastet

Straßen in denen ich dich finde und dich verliere um dich wiederzufinden

die Dienstmädchen beim Bad belauscht durch die Luke im Dach

die Erwachsenen trugen Brillen und husteten

drehten an den Knöpfen der Radios und die Opernsänger schimpften schreiend

miteinander

O-Ton Hörspielinszenierung Günter Eich: Am Allerheiligentag des Jahres 1755, um zehn

Uhr vormittags, zerstörte ein Erd- und Seebeben innerhalb von wenigen Minuten die Stadt Lissabon. Ein großer Teil ihrer Einwohner kam ums Leben. Viele wurden, da es Feiertag und zur Stunde der Messe war, in den einstürzenden Kirchen erschlagen, viele ertranken in der Flutwelle, die zugleich die Unterstadt überschwemmte und die Schiffe im Hafen in die Tiefe riß, viele verbrannten in den überall aufflackernden Bränden. Der Tag vorher und der Morgen des Allerheiligentages waren schön und sonnig. Nichts deutete auf das Kommende hin.

Musik: Awet Terterjan, 1. CD, Take 2, 0:00 (vor der Stimme abbrechen)

Sprecher: Am Allerheiligentag des Jahres 1755, am 1. November, wurden die Erde und das Meer weit über Lissabon hinaus erschüttert. Schwankungen der Erde und Gewässerbewegungen gab es an vielen Orten zwischen Nordafrika und Skandinavien. Daß der scheinbar feste Boden unter den Füßen verlorenging, betraf Millionen Menschen, wenn auch die meisten nicht in dem verheerenden Maße wie um das Epizentrum herum, das unweit der Küste bei Lissabon lag.

Zweihundert Jahre später, 1955, wird Günter Eich ein Hörspiel verfassen: Der letzte Tag von Lissabon.

O-Ton Hörspielinszenierung Günter Eich: Der Tag vorher und der Morgen des Allerheiligentages waren schön und sonnig. Nichts deutete auf das Kommende hin.

Sprecher: Nicht nur das Wetter, das Licht waren dazu angetan, die Bewohner in dem Gefühl zu wiegen, ein Tag werde den anderen geben und es werde immer so weitergehen. Lissabon war zu jener Zeit die viertgrößte Stadt Europas, eine stolze Metropole des Handels; und es schien, daß die Weltmaschine immer präziser funktionierte, immer effektiver aus aller Welt Rohstoffe sammelte, Güter produzierte und verteilte ... Von Gott einmal im Kern geschaffen, wurde sie nun von den Menschen bürgerlich beschleunigt, erweitert, aufklärerisch gereinigt, erleuchtet.

Sprecherin: Und zugleich nahm, wie immer, das Leben in Straßen und Höfen, Betten und Werkstätten seinen Lauf, das wenig philosophische Leben; wie in dem Gedicht auf Lissabon von António Lobo Antunes, einem Gedicht aus unserer Zeit, das aus einem einzigen Satz besteht, der sich über mehrere Seiten zieht, als komme er aus der Vorzeit und werde endlos so weitergehen, in die Zukunft hinein. Es gibt ein einziges Interpunktionszeichen darin, und das ist der Schlußpunkt.

Zitator (António Lobo Antunes): Vor allem die vertikale schattenlose Helligkeit

die grünen Früchte zwischen Drahtfallen für die Vögel

der zögerliche Lauf des auf dem Boden verschütteten Wassers

das langsam in den Ritzen des Bodens vorankam

Sprecher: Das kleine Leben ebenso wie der große Kontrolloptimismus wurden an jenem 1.

November 1755 zerstört, zumindest beschädigt, empfindlich infragegestellt. Nicht nur

die Philosophen – Voltaire, Rousseau, Kant – und die Prediger auf der Kanzel haben

seinerzeit gestritten über die Deutung des Bebens: Auch Dichter, Erzähler

beschäftigen sich bis heute damit. Allein von Eichs Hörspiel liegen bisher drei

Inszenierungen vor.

„Was denken Sie den ganzen Tag?“ wird in dem Stück ein Gefangener und von der

Inquisition zum Tode verurteilter Priester von seinem Wärter gefragt. Man schreibt

den 31. Oktober 1755. Ein Datum, an seinem Gültigkeitstag ohne besondere

Bedeutung. Doch es ist der Vorabend der Katastrophe. Der Priester, der noch nicht

ahnt, daß er am kommenden Tag kurz vor dem Erdbeben das Gefängnis verlassen

wird: als Begnadigter; vielleicht gerettet, vielleicht auch ein Opfer der nächsten

einstürzenden Wand; und die Nicht-Gefangenen in Lissabon, die noch nicht ahnen,

daß sie bereits in der Falle sitzen.

„Was denken Sie den ganzen Tag?“

O-Ton Hörspielinszenierung Günter Eich:

Gefangener: Denke ich?

Wärter: Es war eine Vermutung von mir.

Gefangener: Ich glaube, ich höre nur.

Wärter: Hören?

Gefangener: Da es zum Sehen zu finster ist.

Wärter: Was hören Sie?

Gefangener: Zum Beispiel Schritte, Schlüssel, die im Schloß gedreht werden, Geräusch von der Straße, den Scherenschleifer, die Fischfrau, bisweilen Möwenschreie – sehr Verschiedenes.

Wärter: Und dann?

Musik: Awet Terterjan, CD 1, Take 2, aus dem Abschnitt zwischen 4:21 und 4:49

Sprecherin: Und dann?

Was ist mit dem Leben eine Handbreit vorm Tod? Könnten die Menschen als einzelne – oder als Gattung – etwas Entscheidendes besser machen? Leben sie so dahin, bis die Katastrophe geschieht? Ist diese ein Zeichen, aber wenn ja, wofür?

Voltaire hat in seinem Roman „Candide oder der Optimismus“ das Übel in der Welt auch am Beispiel Lissabons zu begreifen versucht; Heinrich von Kleist hat fünfzig Jahre später aus der zerborstenen Erde das Paradies hervorscheinen und die Hölle herauswachsen lassen; und im zwanzigsten Jahrhundert haben Reinhold Schneider und nach Günter Eich auch Peter Sloterdijk jeder auf eigene Weise das Epochenereignis 1755 neu projiziert und neu erzählt.

Zitator (António Lobo Antunes):

der Morgen der mich trägt wie eine Schwalbe einen Strohhalm am Flügel trägt
vor allem die vertikale schattenlose Helligkeit
dieser Stadtteile Bairro da Madre de Deus Beato Chelas
Bairro da Encarnação do Rosário de Relógio

(Helligkeit eines Operationstisches oder eines Boxringes)

Züge muhen hinter dem Röhricht

und der Knochen der meine Hand streift und den Tod ankündigt

Zitator (Heinrich von Kleist): Doch der gefürchtete Tag erschien, und mit ihm in seiner Brust die Überzeugung von der völligen Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Die Glocken, welche Josephen zum Richtplatze begleiteten, ertönten, und Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele. Das Leben schien ihm verhaßt, und er beschloß, sich durch einen Strick, den ihm der Zufall gelassen hatte, den Tod zu geben. Eben stand er, wie schon gesagt, an einem Wandpfeiler, und befestigte den Strick, der ihn dieser jammervollen Welt entreißen sollte, an eine Eisenklammer, die an dem Gesimse derselben eingefügt war; als plötzlich der größte Teil der Stadt, mit einem Gekrache, als ob das Firmament einstürzte, versank, und alles, was Leben atmete, unter seinen Trümmern begrub. Jeronimo Rugera war starr vor Entsetzen; und gleich als ob sein ganzes Bewußtsein zerschmettert worden wäre, hielt er sich jetzt an dem Pfeiler, an welchem er hatte sterben wollen, um nicht umzufallen. Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen [...].

Sprecher: Die sinnlosen Zickzacksprünge des menschlichen Daseins, sagt Arnold Zweig, seien selten so großartig einem Kunstwerk zugrunde gelegt worden wie in der Erzählung von Heinrich von Kleist „Das Erdbeben in Chili“. Jeronimo Rugera, der bürgerliche Hauslehrer, und Donna Josephe, die einzige Tochter des Hauses, hatten sich, wie Kleist schreibt, „in einem zärtlichen Einverständnis befunden“. Gewaltsam voneinander getrennt, waren sie dennoch durch Zufall und List wieder zueinandergekommen, und Jeronimo hatte „in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes gemacht.“ Ausgerechnet am

Fronleichnamstag, dem Fest zur Verherrlichung der Leibwerdung Christi, kommt Josephe als Novizin, die sie ist, auf den Stufen der Kathedrale nieder.

Das Erdbeben zerstört die Stadt, reißt zahlreiche Menschen aus dem Leben, stürzt andere in ein Grauen, doch es stellt die Befreiung dar für Josephe und Jeronimo.

Die Stühle fürs Publikum zur Begaffung der Hinrichtung von Josephe, längst vermietet, sind schon besetzt, der Strick, um sich aus der Welt zu schaffen, liegt in Jeronimos Hand ...

Musik: Awet Terterjan, CD 1, Take 2, eine Passage zwischen 5:32 und 6:25

Sprecherin: Sie finden sogar einander wieder, in einem Tal unweit der Stadt, das Züge eines Garten Eden trägt; auch ihr Kind ist mit ihnen.

Zitator (Heinrich von Kleist): [...] und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden!

Sprecher: Sie treffen auf Bekannte; man hilft einander, erzählt; von dem Grauen der zerstörten Stadt gleich nach der Erschütterung, von den Mönchen, die geschrien hätten: das Ende der Welt sei da!

Aber dieses Tal scheint räumlich und zeitlich abgeschottet.

Zitator (Heinrich von Kleist): Wenn sie sich mit so vieler Vertraulichkeit und Güte behandelt sahen, so wußten sie nicht, was sie von der Vergangenheit denken sollten, vom Richtplatze, von dem Gefängnisse, und der Glocke; und ob sie bloß davon geträumt hätten? Es war, als ob die Gemüter, seit dem fürchterlichen Schlage, der sie

durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Sie konnten in der Erinnerung gar nicht weiter, als bis auf ihn zurückgehen.

Bereits gegen Ende der letzten Passage setzt die Collage ein, die mehrstimmig und refrainhaft wiederholt:

Zitatoren: und waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden

Musik „Rainha Santa“ von Alfredo Marceneiro; der Gesang bricht abrupt ab

Zitator (António Lobo Antunes): die vertikale schattenlose Helligkeit
(Helligkeit eines Operationstisches oder eines Boxringes)

Zitator (Heinrich von Kleist): Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinanderliegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterfrauen und Klosterherren: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hilfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mitteilen, als ob das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu e i n e r Familie gemacht hätte.

Zitator (António Lobo Antunes): Beerdigungen von Kindern im offenen Sarg
ich sah sie in Benfica zu Fuß zum Friedhof gehen
und ich folgte ihnen voller Angst und die Glocke läutete und läutete und läutete
und vertrieb die Tauben auf dem Glockenturm der Kirche

Leises Glockenläuten, das einen Augenblick laut und für sich stehenbleibt, bricht abrupt ab

Zitator (Heinrich von Kleist): Doch der Meister Pedrillo ruhte nicht eher, als bis er der Kinder eines bei den Beinen von seiner Brust gerissen, und, hochher im Kreis geschwungen, an eines Kirchenpfeilers Ecke zerschmettert hatte.

Sprecherin: Jeronimo und Josephe, beim Dank- und Bittgottesdienst in der einzigen Kirche, die das Erdbeben verschont hat, werden erkannt und von einem Mob gelyncht: Die Sittenverderbnis der Stadt, so etwa der Frevel im Klostergarten, habe im Erdbeben ihre Strafe gefunden. So behauptet der Chorherr und gibt damit der Katastrophe einen leicht faßlichen Sinn. Leicht faßlich – und leicht entzündlich.

Getötet wird auch Juan, der Sohn von Don Fernando, eines guten Bekannten, der die beiden in die Kirche begleitet hat. Jedoch Philip, das Kind der Liebe von Josephe und Jeronimo, überlebt und wird von Don Fernando und seiner Frau als Pflegesohn angenommen. Der letzte Satz der Erzählung schließt und öffnet mit einem Rätsel:

Zitator (Heinrich von Kleist): Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

Musik: „Rainha Santa“ von Alfredo Marceneiro

Sprecher: Kleist konnte sicher sein: Die Leser seiner Erdbebengeschichte aus dem Jahre 1807 waren mit den Grundzügen jener Debatte vertraut, die sich am Beben von Lissabon in ganz Europa entzündet hatte und die vor ihm Voltaire in seinem „Candide“ ausgefaltet hatte. Chili – eine ältere Schreibung von Chile – hatte in der Hauptstadt Santiago im Jahr 1647 eine ähnliche Katastrophe erlebt. Kleist läßt Motive der realen Beben von

Santiago und Lissabon ineinanderfließen, doch kommt es ihm nicht auf historische Detailtreue an. Die Frage nach dem natürlichen und dem moralischen Übel treibt ihn um und findet keine Antwort. Dem moralischen Übel durch das natürliche entgangen, dessen Opfer sie auch hätten werden können, fallen seine Protagonisten am Ende doch wieder dem ersteren anheim.

Sprecherin: Einmal herausgesprengt, herausgeschleudert zu werden aus dem sozialen Gefängnis!

Sprecher: Der von der Inquisition gefangengesetzte Priester bei Günter Eich entkommt seinem Verlies auf sehr viel ruhigere Weise. Es ist Allerheiligen, der 1. November 1755 in Lissabon. Als der Wärter die Zellentür öffnet, erwartet der Priester geholt zu werden zur öffentlichen Verbrennung.

O-Ton Hörspielinszenierung Günter Eich:

Gefangener: Ich kann also nicht damit rechnen, daß ich durch den Qualm betäubt werde?

Wärter: Damit können Sie nicht rechnen, hochwürdiger Herr.

Gefangener: Laß diese Benennung!

Wärter: Um auf die andere Benennung zurückzukommen: Man könnte sagen: der letzte Tag Ihrer Gefangenschaft.

Gefangener: Du verhöhnt mich, Tomaso.

Wärter: Aber man kann es so nennen, hochwürdiger Herr.

Gefangener: Gehen wir, Tomaso.

Wärter: Ja, gehen wir, Sie müssen sich ohnehin beeilen. Um halb zehn beginnt die Messe.

Gefangener: Die Messe?

Wärter: Die Gläubigen warten auf Sie.

Gefangener: Auf mich?

Wärter: Sie sollen um zehn die Messe lesen wie immer, das habe ich Ihnen auszurichten. – Oh, ich vergaß wohl, Ihnen zu sagen, daß Sie begnadigt sind, hochwürdiger Herr.

Gefangener: Begnadigt? Die Messe lesen?

Wärter: Mein Gedächtnis läßt in letzter Zeit nach.

Gefangener: Ein Wunder, Tomaso! Eine Handbreit vorm Tod geschieht ein Wunder!

Wärter: Eine Handbreit danach wärs ein unglücklicher Zufall gewesen. Fassen Sie sich, hochwürdiger Herr, und eilen sie! Die Glocken läuten schon: zehn Uhr.

Ein einzelner, unnatürlich lang nachhallender Glockenton, in den hinein die Zitatoren refrainhaft sprechen, eventuell mehrfach und verfremdet wiederholt:

Zitatoren: Was denken Sie den ganzen Tag? Was denken Sie den ganzen Tag?

Sprecherin: Das Leben in Lissabon ist im Kopf des Gefangenen, in seinem Ohr, ist in der Zelle gegenwärtig, entfaltet sich dort zu Lebensbildern. Ob es zwei Blumenverkäufer sind, die über ihre Standplätze verhandeln, ob es die Witwe ist, die verzweifelt sich zu erinnern sucht, welches die letzten Worte des Verstorbenen waren – seine Botschaft für sie; oder der alte Schauspieler, der am kommenden Tag, dem 1. November, seinen letzten Auftritt haben soll, wofür seine Frau schon vorsorglich jene Blumenbuketts besorgt, die dann fliegen sollen aus dem Publikum ... Lauter kleine Szenen reihen sich, sei es im Kopf des Gefangenen, sei es in seiner Erzählung für den neugierigen Wärter, als Buntheit des Lebens aneinander, Buntheit und Sorge; Planung, als wäre nichts ...

Und es ist ja auch wirklich nichts, nur das Erdbeben des kommenden Tags, von dem keiner wissen kann.

Sprecher: Und falls der Priester, dem Gefängnis gerade entkommen, Opfer des Bebens wird, sind alle Figuren, alle Szenen mit einem Schlag ins Nichts gerissen:

O-Ton Hörspielinszenierung Günter Eich:

Schauspieler: Gestutztem Taxus, Marmorbalustraden, -
wie dumm ist das alles, wie entsetzlich dumm!

Seine Frau: Komm, laß uns noch einmal die ganze Szene -

Schauspieler: Ich kann das nicht spielen, ich kann überhaupt nicht mehr spielen.

Seine Frau: Du wirst sehen, daß man dir applaudiert, daß man dir Blumen schickt -

Schauspieler: Meinst du?

Seine Frau: Bestimmt.

Schauspieler: Wäre es nur erst vorbei!

Seine Frau: Von hier ab: Denn eines, Fürstin -

Schauspieler: Denn eines, Fürstin, darf ich Euerm Ohr
und Euerem Herzen endlich anvertrauen,
in dieser Stunde, wo kein andres Licht
als das des Abschieds auf den Dingen liegt -

Sprecherin: Leben spielt sich, so scheint es, vor einer Folie ab, die gewöhnlich unsichtbar ist, aber sich plötzlich schwärzen kann und alle, die da leben, in ihre Schwärze einschließt. Das wurde einmal Schicksal genannt. Es ist eine Frage wert, ob Günter Eich zehn Jahre nach Ende der faschistischen Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs mit dem

Erdbeben von Lissabon nicht auch eine andere Katastrophe mitgemeint hat. Die allerdings kein natürliches Übel war.

Musik: Awet Terterjan, CD 1, Take 2, ab ca. 17:50/18:10 eine Passage (jedenfalls vor 19:20); ist schon unter der Sprecherin heraufgekommen und steht dann eine Weile frei

Zitator (Voltaire dt.): Brocken herabstürzenden Gesteins hatten Candide verletzt; er lag von Trümmern begraben auf der Straße. Er sagte zu Pangloss: „O je!, beschaffe mir ein wenig Wein und Öl, ich sterbe.“ – „Dieses Erdbeben ist nichts Neues“, antwortete Pangloss, „die Stadt Lima vergangenes Jahr in Amerika erlebte ebensolche Erschütterungen; gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen: Zweifellos zieht sich eine unterirdische Schwefelspur von Lima bis Lissabon.“ – „Höchst wahrscheinlich“, sagte Candide, „aber, um Gottes willen, ein wenig Wein und Öl!“ – „Was heißt wahrscheinlich?“, erwiderte der Philosoph, „ich bin der Meinung, die Sache ist bewiesen.“ Candide verlor das Bewußtsein, und Pangloss brachte ihm aus einem nahen Brunnen ein wenig Wasser.

Der französische Zitator hat bereits gegen Ende der deutschen Textstelle leise eingesetzt, steht ab „Hélas“ frei.

Zitator (Voltaire frz.): Quelques éclats de pierre avaient blessé Candide ; il était étendu dans la rue et couvert de débris. Il disait à Pangloss : « Hélas ! procure-moi un peu de vin et d’huile ; je me meurs. – Ce tremblement de terre n’est pas une chose nouvelle, répondit Pangloss ; la ville de Lima éprouva les mêmes secousses en Amérique l’année passée ; mêmes causes, mêmes effets : il y a certainement une traînée de soufre sous terre depuis Lima jusqu’à Lisbonne. – Rien n’est plus probable, dit Candide ; mais, pour Dieu, un peu d’huile et de vin. – Comment, probable ? répliqua

le philosophe ; je soutiens que la chose est démontrée. » Candide perdit connaissance, et Pangloss lui apporta un peu d'eau d'une fontaine voisine.

Sprecherin: 1759 schreibt Voltaire seinen philosophischen Roman „Candide oder der Optimismus“. Candide, der Reine, Naive, Unverfälschte, Freimütige – Simplicius -, Candide, aufgewachsen auf dem angenehmsten aller möglichen Schlösser, in der Obhut des mächtigsten aller Barone und der besten aller Baroninnen, an der Seite der schönsten aller Baronessen, Mademoiselle Cunégonde, und erzogen vom größten aller Philosophen, maître Pangloss, Candide war, da Mademoiselle Cunégonde ihr Taschentuch fallen ließ, er es aufhob, sie arglos seine Hand ergriff, er diese Hand arglos küßte und sich infolgedessen ihre Münder berührten – keine Wirkung ohne Ursache, würde Pangloss gesagt haben, doch nicht Pangloss, sondern der Baron gewährte den Endpunkt der Verkettung -, Candide war mit mächtigen Fußritten in den Hintern aus dem irdischen Paradies Thunder-ten-tronckh, Westfalen, vertrieben worden. Seither schleudert es ihn durch die Welt. Krieg, Pest, Sklaverei, Trug und Dünkel, Ennui, allen Übeln der Welt, menschengemachten und naturbedingten, wird er begegnen, doch auch spontaner Herzensgüte, neuen Lehrmeistern, einem Naturvolk und den Bewohnern eines utopischen Staates sowie, immer wieder, Mademoiselle Cunégonde und Pangloss; stets wird er in auswegloser Lage einen Retter finden, stets werden die eben wundersam Wiedergefundenen ihm sogleich erneut entrissen. Hier, in den Kapiteln 5 und 6, sind Pangloss, Candide und ein grober Matrose eben einem Sturm und Schiffbruch vor Lissabon entkommen, als die Erde zu wanken beginnt.

Im folgenden den deutschen und den französischen Zitator übereinanderlegen, den französischen unter den deutschen.

Zitator (Voltaire dt.): Der Matrose fluchte und pfiff und sagte: „Hier gibts was zu gewinnen.“

[...] Und schon stürzt er fort, hinein in die Ruinen, des Todes nicht achtend, auf der Suche nach Geld; er findet welches, nimmt es an sich, betrinkt sich; und erkaufte sich, sobald er seinen Rausch ausgeschlafen hat, die Gunst des ersten willigen Mädchens, dem er auf den Trümmern der zerstörten Häuser und inmitten von Sterbenden und Toten begegnet. Pangloss indes zog ihn mit den Worten am Ärmel: „Mein Freund, das ist nicht gut, Sie vergehen sich wider die allgemeine Vernunft, Sie gebrauchen Ihre Zeit schlecht.“

Zitator (Voltaire frz.): Le matelot disait en sifflant et en jurant : « Il y aura quelque chose à gagner ici. [...] » Il court incontinent au milieu des débris, affronte la mort pour trouver de l'argent, en trouve, s'en empare, s'enivre, et, ayant cuvé son vin, achète les faveurs de la première fille de bonne volonté qu'il rencontre sur les ruines des maisons détruites et au milieu des mourants et des morts. Pangloss le tirait cependant par la manche. « Mon ami, lui disait-il, cela n'est pas bien, vous manquez à la raison universelle, vous prenez mal votre temps. »

Sprecherin: Am nächsten Tag streifen Pangloss und Candide im Schutt der verwüsteten Stadt umher, finden ein wenig Nahrung, kommen wieder zu Kräften.

Deutscher und französischer Zitator wieder übereinandergelegt.

Zitator (Voltaire dt.): Dann machten sie sich wie die anderen daran, jenen Einwohnern beizustehen, die dem Tode entronnen waren. Eine Gruppe Bürger, die ihrer Hilfe genossen hatten, bot ihnen ein dem Unglück entsprechendes Mahl.

Zitator (Voltaire frz.): Ensuite ils travaillèrent comme les autres à soulager les habitants échappés à la mort. Quelques citoyens secourus par eux leur donnèrent un aussi bon dîner qu'on le pouvait dans un tel désastre.

Musik: Awet Terterjan: CD 2, Take 1, Passage nach ca. 14:10 (auf jeden Fall ohne Gesang); unterlegt den ersten Satz der Sprecherin, steht dann kurz frei; vor „Auch Pangloss“ weg

Sprecherin: Dieselben Motive werden sich fünfzig Jahre später bei Kleist wiederfinden: ein kleiner Kreis von Menschen, der das Notwendige tut, einander hilft und die Mahlzeit teilt, während andernorts geplündert wird und die Macht, die Kirche, die Menschen nicht aus ihren Fängen entläßt. Auch Pangloss - der, der „ganz aus Sprache“ ist -, hat tätig zugepackt; erst jetzt, während des Mahls, weil dieses sich recht traurig gestaltet und tränenreich und er die Runde trösten will, hebt er wieder zu sprechen an und versichert, daß die Dinge nicht anders sein können, als sie sind:

Deutscher und französischer Zitator diesmal hintereinander, mit Französisch erst nach Ende des deutschen Texten beginnen.

Zitator (Voltaire dt.): „Denn [...] all dies ist zum besten. Denn, wenn es in Lissabon einen Vulkan gibt, kann er nicht andernorts sein. Denn es ist unmöglich, daß die Dinge nicht sind, wo sie sind. Denn alles ist gut.“

Ein kleiner Mann in Schwarz, Familiar der Inquisition, der neben ihm saß, ergriff höflich das Wort und sagte: „Anscheinend glauben der Herr nicht an die Erbsünde; denn, wenn all dies zum besten ist, hat es demnach keinen Sündenfall und kein Strafgericht gegeben.“

Zitator (Voltaire frz.): « Car [...] tout ceci est ce qu'il y a de mieux. Car, s'il y a un volcan à Lisbonne, il ne pouvait être ailleurs. Car il est impossible que les choses ne soient pas

où elles sont. Car tout est bien. »

Un petit homme noir, familier de l’Inquisition, lequel était à côté de lui prit poliment la parole et dit : « Apparamment que monsieur ne croit pas au péché originel ; car, si tout est au mieux, il n’y a donc eu ni chute ni punition. »

Sprecherin: Und höflicher noch antwortet Pangloss dem Frager in Schwarz, daß der Sündenfall des Menschen und die Verfluchung notwendig in die beste aller Welten gehören, und der Mann in Schwarz hat noch eine Frage und Pangloss noch eine Antwort, doch mitten in seine Klimmzüge von Denn zu Aberdenn hinein gibt der Familiar einer Wache ein Zeichen, und schon sind Pangloss und Candide unterwegs zu einem schönen Autodafé, diesem probaten Mittel, die Erde am Beben zu hindern; schon baumelt Pangloss am Strick, schon wird Candide ausgepeitscht, gerettet und erneut, wie die anderen Figuren des Romans, zurück in den Taumel durch die Welt und in die unterschiedlichsten Rollen verschlagen.

Sprecher: Einhundertundfünfundsiebzig Jahre später wird Daniil Charms, der Dichter des stalinistischen Absurdismus, der während der deutschen Belagerung von Leningrad im Gefängnis verhungern sollte, auf seine Weise den bisherigen Gipfelpunkt einer Entwicklung beschreiben, in der die ordnende Vernunft immer mehr zur Zwillingschwester von Destruktion und Wahn wird:

Zitator (Daniil Charms): So tritt denn schließlich alles ein und ergibt sich Folgerichtigkeit.
Wie merkwürdig wäre, träten zwei Ereignisse auf einmal gleichzeitig ein.

RÄTSELFRAGE: Und wenn statt zweier Ereignisse
acht Seifenblasen einträten?

ANTWORT: Dann würden wir uns natürlich hinlegen.

Diese Antwort war klar und kurz.

Ein Mensch wurde in Papier gewickelt.

Es gibt kein Papier. Der Winter ist da.

Musik: Terterjan, 1. CD, Take 2, bei ca. 19:30 einsetzen und vor 20:10 rausgehen.

Sprecherin: Doch so weit geht es bei Voltaire nicht, bei ihm halten sich Kontingenz und Vorsehung noch die Waage. Candide lehnt sich zwar nicht auf gegen seine *condition absurde*, aber wenn sein alter Lehrmeister, der optimistische Philosoph Pangloss, am Ende einräumt, er glaube nicht mehr daran, daß alles zum besten stünde, doch wolle er dies gleichwohl weiterhin behaupten, da er es immer behauptet habe, und wenn sein unterwegs hinzugewonnener Lehrer, der pessimistische Philosoph Martin, versichert, die Welt sei etwas sehr Verrücktes und sehr Abscheuliches und zu dem Zweck geschaffen, uns rasend zu machen, so gelangt Candide durch schweigende Beobachtung und Reflexion letztendlich zu dem Schluß, sie, die kleine Gesellschaft bestehend aus ihm selbst, den beiden Philosophen, dem vorsichtigen Cacambo, Mademoiselle Cunégonde und noch dem einen oder anderen im Lauf der Desillusionierungsreise Hinzugekommenen, sie alle müßten „unseren Garten bebauen“: *cultiver notre jardin*.

Sprecher: Das Verb ist wichtig. Je nachdem wie es übersetzt wird, verschieben sich die Gewichte: von der alltäglichen Verrichtung des Notwendigen, der unaufgeregten und

kundigen Sorge um das Lebendige bis zur Verfeinerung und Gestaltung: unseren Garten *kultivieren*. Der Philosoph und Essayist Rüdiger Safranski scheint bei Candide eher an den pflichtbewußt das Nötige Verrichtenden zu denken und schlägt spöttisch einen Bogen zu Gottfried Benn und dessen rotziger Äußerung: „Dumm sein und Arbeit haben - das ist das Glück.“ Doch nicht Candide sagt, die Arbeit halte drei große Übel, die Langeweile, das Laster und die Not, von uns fern; nicht Candide sagt, sondern der Pessimist Martin: „Arbeiten wir, ohne zu philosophieren, [...] dies ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu gestalten.“ Candide schweigt. Was immer die Mitglieder seiner kleinen Gesellschaft oder die Kundigen, der Derwisch, der Türke, aus der Nachbarschaft an Weltweisheiten formulieren, Candide hört zu, denkt nach, beobachtet, fragt – und schweigt von Mal zu Mal mehr. Am Ende bleibt nur noch die Stille und dieser eine lakonische Satz ...

Sprecherin: ... nachdem – und das ist bemerkenswert! – in dieser Satire auf den Optimismus der Optimist Pangloss das vorletzte und weit ausholende Wort ergriffen hat:

Französischer und deutscher Zitator leicht überlappend.

Zitator (Voltaire frz.): « Tous les évènements sont enchaînés dans le meilleur des mondes possibles ; car enfin, si vous n'aviez pas été chassé d'un beau château à grands coup de pied dans le derrière pour l'amour de Mlle Cunégonde, si vous n'aviez pas été mis à l'Inquisition, si vous n'aviez pas couru l'Amérique à pied, si vous n'aviez pas donné un bon coup d'épée au baron, si vous n'aviez pas perdu tous vos moutons du bon pays d'Eldorado, vous ne mangeriez pas ici des cédrats confits et des pistaches. – Cela est bien dit, répondit Candide, mais il faut cultiver notre jardin. »

Zitator (Voltaire dt.): Alle Ereignisse sind miteinander verkettet in der besten aller möglichen Welten; denn schließlich, wenn Sie nicht um der Liebe zu Mademoiselle Cunégonde willen aus einem schönen Schloß mit mächtigen Fußritten in den Hintern vertrieben worden wären, wenn Sie nicht der Inquisition zugeführt worden wären, wenn Sie nicht Amerika zu Fuß durchwandert hätten, wenn Sie nicht dem Baron einen kräftigen Degenhieb versetzt hätten, wenn Sie nicht alle ihre Schafe aus dem guten Lande Eldorado verloren hätten, dann würden Sie hier nicht kandierte Zitronen und Pistazien essen.“ – „Trefflich gesagt“, antwortete Candide, „aber wir müssen unseren Garten bebauen.“

Sprecherin: „Trefflich gesagt“, antwortete Candide, „aber wir müssen unseren Garten bebauen“ ... Welche Betonung mag dieses „Trefflich gesagt“ in Voltaires Kopf gehabt haben, eine ironische, eine ernste – worauf das „aber“ hinweisen mag? Und wie läßt sich die Aufforderung verstehen, damals, vier Jahre nach dem Erdbeben von Lissabon und mitten im Siebenjährigen Krieg? Und heute? Wofür steht der Garten?

Sprecher: Das Tal in Kleists Erzählung, in dem Jeronimo und Josephe sich wiederfinden und das sie aus freien Stücken verlassen werden, trägt alle Züge eines Garten Eden: eine Schlucht, von Fels umgeben, eine Quelle, in der Josephe, als Jeronimo sie entdeckt, das Kind badet; später in der Nacht, lagern die drei, eine heilige Familie, unter einem ...

Zitator (Heinrich von Kleist): [...] prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete; und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr wollüstiges Lied.

Sprecher: Auch das utopische Eldorado in Voltaires philosophischem Roman ist von einem unüberwindlichen Gebirge umgeben; und seine Einwohner können sich ihre Unschuld und Glückseligkeit nur bewahren, wenn sie das Land nie verlassen; die Menschen sind immer einer Meinung, und das Notwendige ist stets auch das Angenehme.

Sprecherin: Der Garten Candides ist kein Hortus conclusus: die Fenster des Landguts haben Aussicht auf die blutigen Geschehnisse der Politik, und man verkauft seine Ernte im nahegelegenen Constantinopel; auch wird in diesem Garten über Metaphysik und Moral gestritten. Kein Ort also, wo man arbeitet, um des Denkens und der Welt zu vergessen, kein Ort eines stillen, einfältigen Glücks. Hier weiß man, weiß zumindest Candide, von der Katastrophe des kommenden Tags. Ein Ort eher, gelegen im Auge des Zyklons, ein Ort, an dem sich, solange die lokale Windstille anhält, versuchen läßt, unaufgeregt und nicht ohne Ironie und Heiterkeit das Notwendige zu tun.

Musik, Fado: „Pequenas Felicidadeas“ von Manuel de Almeida; steht eine Weile für sich, unterlegt dann den Zitatorentext bis etwa „befehlen“

Zitator (Reinhold Schneider): Aber der Minister, der auf einer seiner nächtlichen Wanderungen in den Feuerschein trat und eben noch die trunkene Stimme Agostos, des Schusters hörte, wußte, daß das Glück nicht den Weg nehmen werde über das Meer und daß kein unruhiges Feuer der Sehnsucht es locke und keine verworrene Hoffnung ihm befehle: daß es kommen und sich befestigen werde mit völliger Sicherheit, wo ein starker Wille ordnet und wirkt; wo Tag für Tag, Jahr für Jahr *ein* Gedanke regiert.

Doch wie er schon versucht war, zornig noch näher zu treten und mit einem heftigen Wort für immer die Glut und diese leere tatlose Sehnsucht zu löschen, erkannten ihn

die Wartenden an dem riesigen Umriß seiner Gestalt und an dem Schatten, den sie warf.

Sprecherin: Josef Sebastian de Carvalho e Mello. Ein schwerer, wie Reinhold Schneider ihn beschreibt, „fast riesenhafter“ Mann. Der mächtige Minister seines jungen Königs José, des Königs von Portugal, welcher ihm verfallen war ...

Zitator (Reinhold Schneider): [...] wie ein krankes hilfloses Gewächs einem mächtigen Stamm. [...] Einem solchen Manne konnte nichts mehr widerstreben als das geheimnisvolle und aufgeregte nächtliche Tun, das sich im sechsten Jahre der Regierung seines Herrn wieder von neuem am Tejoufer bemerkbar machte. Denn von Belém bis nach Cascais hinaus flackten die Leuchtfeuer in den Nebel; und die um das Feuer hockten, verkündeten seltsame Prophezeiungen, daß nun die Not Portugals sich noch einmal ins Ungeheuere vergrößere, um dann, wenn das Schlimmste geschehen sei, für immer zu enden. Denn Sebastian, jener König, der vor dreihundert Jahren mit dem portugiesischen Glück und Ruhm in Afrika verschwunden war, werde wiederkehren; sein Schiff liege schon in einem fernen, unbekanntem Hafen; die Feuer aber sollten ihm den Weg zeigen: ihm und dem Glück, dem neuen Ruhme Portugals.

Sprecherin: Die Zeit, in der Reinhold Schneider seine Erzählung von der „tatlosen Sehnsucht“ und auf der anderen Seite dem „starken Willen“, der „ordnet und wirkt“, und „dem *einen* Gedanken“, der „Tag für Tag, Jahr für Jahr [...] regiert“, - die Zeit, in der er seine Erzählung „Das Erdbeben“ verfaßt, ist die des heraufziehenden Faschismus. 1931.

Schneider, 1903 geboren, stand später im Zentrum des katholischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus und wurde des Hochverrats angeklagt. Der autoritären

Herrschergestalt des Josef Sebastian de Carvalho e Mello, des späteren Marques de Pombal, gibt er gleichwohl stark positive Akzente; in seiner Erzählung, aber auch im gleichzeitig entstandenen Reisetagebuch „Portugal“.

Kirchenglocken, setzen etwa ab Mitte des Zitatorentextes ein und stehen danach noch eine Weile frei

Zitator (Reinhold Schneider): Nur dieser eine Mann, Pombal, dieser größte Diktator, der nicht im Sieg, sondern im Zusammenbruch stieg und herrschte, verstand zu prägen und zu beharren, einen Plan zu zeichnen und rücksichtslos ihn zu verfolgen gegen die Trägheit und orientalische Passivität, die heimlich den Boden bilden von Lissabon; durch die Schnörkel und immerwährenden Kurven, in denen die alte maurische Art sich gefiel und geborgen fühlte, zog er die breiten Striche seiner parallelen Straßen.

Sprecherin: Josef Sebastian de Carvalho e Mello, der spätere Pombal, schreitet durch Lissabon. Er wirft seinen mächtigen Schatten auf jene, die am Tejoufer, süchtig nach Sehnsucht, von der Wiederkehr Sebastians träumen.
Doch kein Erlöser erschien, nicht 1931, nicht 1755, hingegen folgten die bekannten Katastrophen.

Zitator (Reinhold Schneider): Und in demselben Augenblicke geschah es, daß in der Erde ein seltsames Grollen sich erhob, nicht lauter, als ob die goldene Staatskarosse des Königs in der Tiefe statt über die Straße eilig fahre; das Meer gab das Zittern zögernd zurück; und wieder trieb der Wind eine Wolke jener seltsamen, den Grillen ähnlichen Insekten, die seit einigen Tagen aus den Erdspalten krochen, in das Feuer herüber.

Kirchenglocke, eine einzelne, lang nachhallend; unterlegt noch einen Teil des Sprechertexts

Sprecher: Hier wird eine Katastrophe nicht von den Opfern aus erzählt. Steine werden plötzlich zu Geschossen, Kirchtürme stürzen nieder, Schwerverwundete schreien, und ebenso die Geistlichen: es sei das Ende der Welt, Pferde rasen durch die Straßen in die Menschenhaufen hinein; einer schreitet hindurch, in mythischer Unversehrtheit.

Zitator (Reinhold Schneider): Der Minister hörte die Hilfeschreie nicht; er achtete kaum der Verletzten, die vor seinen Füßen sich wanden, während er die Trümmerberge erstieg und über zerschlissene Teppiche und zerschmettertes Hausgerät sich weiterkämpfte. [...] Ein Knabe, dessen zerquetschtes Bein unter einem Balkenhaufen steckte, rang flehend die Hände; doch wie der Diener herzueilte, stieß Carvalho ihn weiter: „Nicht dem und jenem: allen wird geholfen.“

Sprecher: Mit großer Befriedigung sieht Carvalho-Pombal Paläste zusammenstürzen und Ungeziefer darunter hervorkriechen; die „Schwächen und Peinlichkeiten“, die dort regiert hatten, finden nun ihr verdientes Ende; und ebenso empfindet er Haß, Genugtuung auch angesichts der Trümmer des Armenviertels:

Zitator (Reinhold Schneider): Dieser Haufen resignierten Elends, das keinen Versuch machte, handelnd sich zu befreien; das die Löcher im Dache mit Brettern verdeckte und sich abends träumend an die Ufer legte.

Das Fragezeichen nach „Handelnd“ soll so betont werden, daß es ein Sich-setzen-Lassen des Begriffs, ein Nachsinnen, aber keine echte Frage bedeutet.

Sprecher: „Handelnd sich zu befreien“ - - -

Handelnd?

Aber wie?

Innerhalb eines Gartens, einer dem Menschen in seiner Endlichkeit gezogenen Grenze? – Voltaire schreibt noch acht Jahre nach der Katastrophe von Lissabon in einem Brief an einen Freund:

Französischer und deutscher Zitator hintereinander

Zitator (Voltaire frz.): J'en reviens toujours à Candide ; il faut finir par cultiver son jardin ; tout le reste, excepté l'amitié, est bien peu de chose ; et encore cultiver son jardin n'est pas grand chose.

Zitator (Voltaire dt.): Ich lande am Ende immer wieder bei Candide; wir müssen unseren Garten bebauen; alles übrige, mit Ausnahme der Freundschaft, wiegt nicht viel; und selbst seinen Garten zu bebauen ist nicht gerade etwas Großartiges.

Sprecher: „Handelnd sich befreien“ ist für Carvalho-Pombal ein Tabula-rasa-Glück.

Zitator (Reinhold Schneider): Dies alles war faul und vermorscht; war von tausend emsigen Schäden untergraben; von fressenden Verfehlungen zernagt: Meer und Erde mußten aufstehen gegen das Alte und den Schauplatz fegen und waschen für einen neuen Tag.

Sprecher: Er sieht bereits vor sich: die neuen großen Straßen, die nun gebaut werden müssen; Parallelen, rechte Winkel, quadratische Plätze! Eine Stadt, in der Sehnsucht, Wehmut und Tatenlosigkeit, das kleine Leben keinen Unterschlupf mehr finden würden!

Zitator (Reinhold Schneider): [...] auch dort, wo die maurischen Kurven sich wanden und krümmten, wurde es klar; und bis auf die Höhen hinauf an die verschütteten Gärten und die wehmütigen Klöster reicht der strenge Grundriß einer neuen Zeit.

Sprecherin: Ausgreifend, durchstrukturierend, *einem* Gesamtplan und *einem* Willen folgend, bereit, alles niederzureißen, was dem im Wege steht: So hat Reinhold Schneider Carvalho-Pombal gezeichnet; in dieser Haltung mag für den Autor, der in den Werken seiner jungen Jahre einen tragischen Nihilismus, Orientierungs- und Perspektivlosigkeit bekundet, das Versprechen einer Lösung gelegen haben. Lösung anstelle von Erlösung. Machen anstelle von Gebet. Gottähnlichkeit des Menschen anstelle von Demut und Sehnsucht. Die fehlende Demut unterscheidet Carvalho-Pombals Tat- und Willensmenschentum von der Idee Voltaires, seinen Garten zu bebauen.

Musik, Fado: „Que Povo E’Este, Que Povo“ von Vasco Rafael; kurz freistehend, unterlegt dann ganz den Sprecherinnentext

Sprecherin: Die schnurgeraden und parallelen Straßen der Baixa im Lissabon von heute gehen auf den Marques de Pombal zurück. Wer dagegen auf den Berg steigt, in die Alfama, wird einer Altstadt ansichtig, die kein Erdbeben gekannt zu haben scheint. Tatsächlich blieb das damals verrufenste Viertel – Heimstatt von kleinen Handwerkern, Hafenarbeitern, Seeleuten, Dirnen und Tagelöhnern – vom Erdbeben nahezu unversehrt. Denn dort sind die Häuser auf Fels gebaut. Sowohl der Modernist Pombal als auch die christlichen Sodom-Gomorrha-Strafprediger haben an diesem Felsen sich allenfalls selbst das Gebiß zernagt.

Sprecher: Den Tatmenschen Pombal führt Reinhold Schneider am Ende seiner Erzählung dorthin, wo er auch zu Beginn war: an das Ufer des Tejo.

Wieder brennen die Feuer, die Sebastian den Weg weisen sollen.

Einige Zeit ist vergangen seit der Katastrophe, das neue Lissabon ist im Werden, und die verhaßten Feuer brennen wie ehemals, der verhaßte Sehnsuchtsnebel zieht wieder zur Stadt herauf.

Zitator (Reinhold Schneider): Da hörte der Mächtige wieder, nur leise erschüttert wie die Erde, den unterirdischen Wagen der Zerstörung und des Glücks; aber das Gefährt der Tiefe war nicht mehr im Kommen; es ging für immer.

Lobo Antunes nach Schneider-Zitat ganz allmählich aufblenden und wieder langsam herunterziehen, sobald es normale Lautstärke erreicht hat (es steht nur kurz verstehbar frei, etwa zwischen „abgekaute Fingernägel“ und „auf dem Wochenmarkt“); unterlegt noch, leise, das Sloterdijk-Zitat bis „ausgeliefert weiß?“

Zitator (António Lobo Antunes): Rua do Sol ao Rato Rua da Paz Rua da Conceição da Glória

Poço dos Negros Rua do Benfoso Fernfahrer

Huren die seit elf Uhr morgens an den Türeingängen lehnen

schläfrige Huren traurige Straßenvögel unfähig einen Schritt zu tun

abgekaute Fingernägel Korbflaschen mit Permanganat Handtaschen aus aufgeplatzt

Lackleder

Kindheiten in der Provinz das quiekende Ferkel auf dem Wochenmarkt

[...]

Rua da Venezuela Rua de Manchester Rua da República da Bolívia

Estrada do Poço do Chão Travessa do Vintém das Escolas Travessa dos Arneiros

die Antiquare der Rua de São Bento vergoldete Holzschnitzereien die im Staube

schimmern

Stundenzimmer bei einem Friseur in der Rua Gonçalves Crespo
 an den Fensterscheiben kleben Fotos von Schauspielerinnen Schlammspuren auf
 den Bettlaken ein Stuhl für die Kleider ein schmiedeeiserner Wäscheständer
 ein Bugholzstuhl mit zerschlissenem Flechtwerk auf dem Sitz wie der im
 Keller meiner Patin zusammen mit einem Trichtergrammophon und einem Dachsmottenzerfresser
 Campo Pequeno Campo Grande Stierkampf Schwäne Fahrräder
 Verliebte die zwischen Märzschwänen auf dem See ruderten

Zitator (Peter Sloterdijk): Man wird Ihnen erklären, diese Türme seien Zeichen der Gottesfurcht unserer Vorfahren, es seien Monumente der leidenschaftlichen Unterwerfung des Menschen unter das Absolute und dauernde Symbole für die Hingabe des menschlichen Willens an die göttliche Vorsehung – denn was ist der Mensch anderes als ein Staubkorn unter dem Fuß des Unendlichen, eine hilflose Kreatur, die sich den Launen ihres Schöpfers hilflos ausgeliefert weiß?

Sprecherin: Der hier redet ist ein alter Professor der Medizin in Straßburg, verschoben, eigensinnig, voll kauziger Ironie, und doziert vor einem jungen, eben aus Wien eingetroffenen Kollegen namens Jan van Leyden.

Zitator (Peter Sloterdijk): [...] Majestätstürme, Anbetungstürme, Zerknirschungstürme, Absolutheitstürme, Unendlichkeitstürme – perfekte Summen der steinernen Scholastik, architektonische Gottesbeweise, aufgeführt nach der unerbittlichen Logik des doktoralen Absolutismus, der alles bloß Menschliche auslöschen will, um es im Göttlichen zu liquidieren [...]

Sprecherin: Die beiden stehen hoch über der Stadt auf der gewaltigen Aussichtsplattform des Münsters. Es ist das Jahr 1785, Paris liegt nicht fern, dieses „Mekka des vernünftigen Wunderbaren, die Metropole der zivilisierten Welt, die Stadt der Enzyklopädisten, die Hochburg der modernen Nervosität“.

Zitator (Peter Sloterdijk): Sie werden sich zu entscheiden haben, ob Sie an unsere turmtheologischen Doktrinen glauben wollen, oder ob Sie sich auf Ihre Augen verlassen, die etwas völlig anderes sehen, als Ihre Ohren hören. Sie sehen Unglaubliches, falls Sie sich dafür entscheiden zu sehen. Sie sehen, während von Ohnmacht die Rede ist, in diesen Türmen den schrecklichsten Willen zur Macht angekündigt; Sie sehen, während von Gottesfurcht gesprochen wird, die anmaßendste Respektlosigkeit unter dem Himmel sich austoben; Sie sehen, während mit schönen Worten demütige Hingabe beschworen wird, eine gespenstische Revolte des Willens sich vollziehen. [...] Seit diese Türme stehen, ist die Menschheit im Aufstand. [...] Jeder Turm enthält die Ursprungsgeschichte des modernen Ich.

Sprecher: Van Leyden, der junge Wiener Arzt, hat von seinem Autor, Peter Sloterdijk, die Rolle des Zeugen zugeordnet bekommen. Osmotisch nimmt er die ihn umgebenden Geschehnisse auf, betreibt Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung, sein Inneres ist ein offener Raum, in den fremde Gedanken sich einrichten können – ein „passiver Charakter, lernfähig, spekulativ begabt“. Sloterdijk, der Philosoph, schickt in einem Roman aus dem Jahre 1985, dem er den Titel „Der Zauberbaum“ gegeben hat, „Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785. Ein epischer Versuch zur Philosophie der Psychologie“, - Sloterdijk schickt seinen Zeugen van Leyden auf eine geographische Reise, deren Etappen freilich Orte geistiger Verfaßtheiten sind, wie sie sich

ausformten und konzentrierten am Vorabend der Französischen Revolution und zu Unterbauten einer Zukunft wurden, die unsere Gegenwart ist.

Die Geschichte, die zu erzählen ist, schreibt Sloterdijk ...

Zitator (Peter Sloterdijk): [...] spielt in dem erweiterten Jetzt, das wir Modernität nennen.

Sprecher: Und diese Gegenwart beginnt mit dem Erdbeben von Lissabon, das nicht nur den physikalischen Boden, sondern auch die geistigen Grundfesten in ganz Europa ins Wanken brachte.

Sprecherin: Sloterdijk läßt die Erfahrung des Jahres 1755 von einem Geistlichen erzählen, dem Curé Exner, dem van Leyden in einer Postkutsche unterwegs von Straßburg nach Paris begegnet:

Zitator (Peter Sloterdijk): Seit Menschengedenken hatte man von einem Unglück dieses Ausmaßes nicht gehört. Seit der große Leibniz deduziert hatte, daß Gott unmöglich eine bessere Welt als eben die vorhandene hätte schaffen können, war der Geist der Zeit daran gewöhnt, die Übel der Welt mit nachsichtigeren Augen zu betrachten. Man gefiel sich in der Annahme, daß das Negative in der Ökonomie des Universums keine Größe erster Ordnung darstelle, sondern nur durch unsere verwirrten Gedanken ins kosmische Spiel hineingetragen werde. Dann kamen die Nachrichten aus Portugal ...

Sprecherin: Der Knabe Exner wird von diesen Nachrichten in seinem Seelengrund derart erschüttert, daß ihn der feste Boden seiner Stadt nicht mehr trägt, immer wieder sieht er in seiner Imagination, am Tag, in der Nacht, den Turm der Kathedrale einstürzen, in unheimlicher Stille langsam zur Seite knicken.

Zitator (Peter Sloterdijk): In tödlicher Panik begann ich zu ahnen, daß dem Gott, der in dem Turm zu Hause sein sollte, die Erde längst aus den Händen geglitten war ...

Ich wurde krank. [...] Ich verkroch mich in mein Zimmer, um mit Gott abzurechnen. Unerbittlich ließ ich die sechzigtausend an ihm vorüberziehen, einen nach dem anderen. Ich bestand darauf, keinen einzigen von ihnen zu übergehen. Oh, ich war streng mit Gott! Ich ersparte ihm nicht einen. Ich wollte nichts versäumen, um ihn an Unbarmherzigkeit zu übertreffen ... So ging es wochenlang in einem schrecklichen Ringen zwischen uns hin und her. [...] Ich stellte [meine Toten] dem Gott gegenüber und rief: hier ist noch einer, der an dich geglaubt hat! Diese Qualen, dieser Verrat! Und er hatte sich auf dich verlassen! Ich gab jedem einen Quader vom Turm mit auf seinen Weg ins Nichts, Stein um Stein. Ich weiß nicht mehr, wieviel Zeit verging, bis diese Arbeit zu Ende war. Vor meinen Augen war der Turm abgetragen, Gott kroch kläglich auf den Mauerstümpfen herum, hohl und schwach wie ein Schiffbrüchiger, der sich an die letzte Planke klammert. Noch immer schrie ich ihn an und nannte die Namen der Betrogenen. Am Ende sah ich, wie er die Erde betreten mußte. Sein Leib begann glasig zu werden und zu schmelzen, und er versickerte lautlos im Boden.

Musik: Awet Terterjan: CD 2, Take 2, 3:02 - 3:32

Zitator (Peter Sloterdijk): Er versickerte kläglich im Boden und hinterließ nichts als eine Erinnerung und eine Enttäuschung – aber auch das heißt schon zuviel sagen, denn was in Wahrheit zurückblieb, war noch weniger als eine Enttäuschung und eine Erinnerung, es war einfach eine Leere, die man nicht einmal als Mangel hätte beschreiben können ... Es war nicht mehr und nicht weniger als ein wirklich

vorhandenes Nichts, wenn Sie mir diesen paradoxen Ausdruck erlauben, eine Art Hohlraum, dem keine Füllung mehr entsprach [...]

Sprecherin: Die nächsten Jahre, so erzählt der Curé, während er und van Leyden in der Mittagshitze unter dem grünen Blätterdach einer Ulme rasten, und es riecht nach warmer Erde und trockener Wiese, - die nächsten Jahre verbrachte er in einer Geistesverfassung, die man ...

Zitator (Peter Sloterdijk): [...] nicht ohne weiteres als Suche nach etwas bezeichnen dürfte, aber ebensowenig als Gleichgültigkeit gegen alles.

Sprecherin: Es ist ein Warten. Und ein Staunen: ein Staunen über das Wunder der Wunder ...

Zitator (Peter Sloterdijk): [...] daß etwas da war – und daß ich auf eine nicht näher zu beschreibende Weise mit da war in dem großen Da, und daß die Erde da war, die mich trug, wenn ich mich ausstreckte, um in den Himmel zu sehen. Ja, und auch der Himmel hatte etwas an sich von dem rätselhaften Da [...]

Zitator (António Lobo Antunes): vor allem die Helligkeit auch die der nächtlichen Sonne
die Sonne glänzt die ganze Nacht im Wasserglas
tropft wie eine reife Feige in ihrer Ekstase
oder wie der Zahnersatz einer Witwe der auf dem Nachttischchen die Traurigkeit

auslacht

Sprecherin: Mit der Erschütterung der Erde, von Lissabon bis zu den Heilquellen von Teplitz, von Fez bis zur Küste Norwegens, und der Erschütterung des Glaubens an einen

allmächtigen, in seiner unendlichen fernen Höhe gütigen, um den Menschen und die Welt Sorge tragenden Gott entdecken die Philosophen die Existenz, das bloße Da-Sein.

Und sie werden jener gleichsam seismischen, lang andauernden Prozesse gewahr im Innern von Menschen, auch von Gesellschaften, die katastrophisch enden können.

Sprecher: Dieses Hervorwachsen der Psychologie aus der Philosophie ist der Hauptstrang von Peter Sloterdijks „Zauberbaum“. „Psychologie“, heißt es gegen Ende des Buches, „ist selbst nichts anderes als eine Philosophie, die Buße tut – Buße für die gespenstischen Folgen des Ich-bin-Sagens“.

Zitator (António Lobo Antunes): Schwarz ist eine Farbe hier ist Schwarz eine Farbe

hitzig wie Kalk wie die Fliesen

von denen das Licht in gelben Echowellen zurückgeworfen wird

[...]

das Pochen des Blutes ein Knochen streift meine Haut

der erste der Oberarmknochen die sich kreuzen die Augen

die das Licht verlernt haben die

Tauben verlernt haben ganz allmählich

fransen die Arme aus werden mager vor allem

die vertikale schattenlose Helligkeit

(Helligkeit eines Operationstisches oder eines Boxringes)

Sprecher: Im Jahre 1785, in dem Sloterdijk seinen Roman angesiedelt hat, sind in den Seelen anderer, die nicht ein Curé Exner sind, die Erschütterungen von Lissabon bereits zugebaut, vermauert, wie die Stadt am Tejo – klare Schneisen, rechte Winkel, *ein*

Wille, *ein* Gedanke, *ein* Ziel. Der infragegestellte Optimismus hat seine Argumente geschärft. Gott ist im Begriff, liquidiert zu werden, damit der Mensch an seine Stelle trete. Die „turmbauenden Subjekte“, wie Sloterdijk sie nennt, „melancholisch verliebt in ihr Groß- und Hartseinmüssen“ werden ihren Auftritt haben.

Und so schickt der Autor van Leyden am Ende seiner *voyage philosophique*, die ihn über Paris – diesen rumorenden „Lunapark der Verschiedenheiten“ – und andere Stationen bis nach Buzancy unter die Ulme des Marquis de Puységur, des Erfinders der Hypnose, geführt hat, - so schickt der Autor seinen Zeugen am Ende des Romans in einer rasanten, taumelnden Reise durch die zweihundertjährige unvergangene Geschichte: durch das Paris der Freiheitsbäume und des Terrors, über die Schlachtfelder der Revolutionskriege, in die Stadt Reims, wo eben Charles der Zehnte gekrönt wird, und weiter in die Schlächtereien des Ersten Weltkriegs und das Spital des Irrenarztes Kraepelin, und zuletzt zurück nach Wien, genauer: in die Berggasse, Haus Nummer 19, wo er, van Leyden, alias Professor Doktor Freud, in seinem Arbeitszimmer Platz nimmt:

Zitator (Peter Sloterdijk): Glücklicherweise sind heute die Schmerzen im Mund etwas erträglicher. Man darf nicht soviel an den Tod denken, wenn man arbeiten will ...

Im Flur der Wohnung näherten sich Schritte.

Die Assistentin räusperte sich.

„Verzeihen Sie, Herr Hofrat, die Baronin von Rosenkotz wartet schon zehn Minuten.“

Er nickte.

„Führen Sie sie einstweilen ins Behandlungszimmer. Sie möge sich bereits hinlegen. Sagen Sie ihr, ich kehrte soeben von einer dringenden Visite zurück. Ich komme zu ihr in einer Minute.“

Sprecherin: Da sitzt einer – wir stellen uns die dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts vor: da sitzt also einer, kurz vor der Emigration, kurz vor dem Tod, mitten in der politischen Psychose, in der Berggasse Nummer 19 in Wien; um ihn herum diese Welt, von der Voltaires Martin, der pessimistische Philosoph, sagte, sie sei geschaffen worden, um uns rasend zu machen, in ihm der Krebs; er ruht ein wenig aus, führt ein kleines Selbstgespräch vor dem Spiegel, in dem die Worte „eine Dosis an Humor und eine noch größere an Stoizismus“ vorkommen, und tut, was zu tun ist.

Musik: Awet Terterjan: CD 2, Take 2, ab 0:24; steht eine Weile frei, wird dann vor Kleist-Zitat heruntergeblendet

Zitator (Heinrich von Kleist): [...] und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

Der folgende Teil des Kleist-Zitats soll eine Collage aller Stimmen sein, die in dieser Sendung zu hören waren, der Zitatoren wie des Sprechers und der Sprecherin, und sie sprechen es alle in einer so melancholischen wie heiteren Form

Zitatoren: [...] so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen.

*Musik: Awet Terterjan: CD 2, Take 2, ab 3:33.
Eventuell nach der Absage die Musik noch einmal kurz einsetzen*

In der Absage bitte unbedingt dies sagen:

Absage: Die Stellen aus dem Hörspiel von Günter Eich sind der bisher letzten Inszenierung des Stücks aus dem Jahr 1977 vom NDR entnommen; Regie führte Hans Rosenhauer. Neben Fado-Stücken hörten Sie Auszüge aus einer musikalischen Arbeit des armenischen Komponisten Awet Terterjan, „Das Beben“, die sich auf Kleists „Das Erdbeben von Chili“ bezieht, in der Aufnahme des Staatstheaters am Gärtnerplatz,

München, aus dem Jahr 2003. Die nächsten Aufführungstermine sind der 15., 16. und 25. Juli 2006.